

Haustiere können helfen, Empathie und Verantwortung zu entwickeln

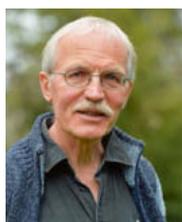
«Es geht darum, Schutz zu geben – und Schutz zu bekommen»

Der St. Galler Kinderpsychiater und Therapeut Robert Tanner-Frick* empfiehlt den Einbezug von Tieren in der Sozialpädagogik, aber auch in der Betreuung von Menschen mit Demenzerkrankungen. Voraussetzung sei allerdings, dass Fachleute beigezogen werden.

Interview: Urs Tremp

Herr Tanner, haben Menschen, die mit Haustieren zusammenleben, ein besseres Leben?

Robert Tanner-Frick: Menschen, die mit Tieren zusammenleben können und auch zusammenleben dürfen, haben sicher mehr Lebensqualität. Das jedenfalls sind meine Erfahrung und meine Überzeugung. Warum sage ich «dürfen und können»? In unserer heutigen Welt müssen die Menschen ja zuerst überhaupt die Möglichkeit haben, ein Tier zu halten. Ich spiele da auf unsere Mietverhältnisse an, die manchmal auch Abschluss bedeuten: keine Tiere, also keine Katze, kein Hund!



***Robert A. Tanner-Frick** ist Facharzt für Kinder- und Jugendpsychiatrie. Zusammen mit seiner Frau, einer Psychologin, führt er in St. Gallen die Gemeinschaftspraxis Altamira. Mit tiergestützten Interventionen will er Menschen, die unter bestimmten psychischen und/oder physischen Krankheiten leiden, zu mehr Lebensqualität verhelfen. Tanner ist Präsident der Gesellschaft für tiergestützte Therapie und Aktivitäten (GTTA).

Ob man mit Tieren leben kann, ist also auch eine sozial-gesellschaftliche Frage.

Gehen wir davon aus, dass man darf und kann. Was macht die Lebensqualität aus, die aus dem Zusammenleben mit Tieren entsteht?

Man lebt mit einem Kumpanen, einem Geschöpf, das anders funktioniert als ein Mensch. Man muss zu diesem Geschöpf schauen, muss es pflegen und versorgen. Das gibt eine wechselseitige Beziehung, die anders ist als eine Beziehung zu einem Mitmenschen. Das ist bereichernd, aber auch eine Herausforderung.

Dann sind Tiere also nicht ein Ersatz – bei Kindern etwa für fehlende Geschwister?

Nein, Tiere sind im Leben des Menschen immer eine Ergänzung. Sie sind eine Art andere Seite von uns selbst. Sie leben mit uns zusammen und sind trotzdem ganz selbstständige Lebewesen – seien das Katzen, Hunde, Pferde, Esel, Vögel oder Reptilien. Die Tiere ergänzen Seiten in uns, zu denen wir selbst keinen Zugang mehr haben.

«Tiere sind kein Ersatz für andere Menschen. Sie sind immer eine Ergänzung.»

Wie denn?

Man hat viele Forschungen angestellt, um herauszufinden, was im Zusammenleben von Mensch und Tier genau passiert. Man weiss heute, dass beim Menschen eine tiefe Veränderung im psychophysiologischen Befinden stattfindet. Die Anwesenheit von Tieren verändert uns. Zum Beispiel unterstützen uns Tiere darin, Stressbelastungen abzubauen, wir sind emotional ausgeglichener und entwickeln mehr Einfühlung gegenüber unseren Mitgeschöpfen.



Mädchen mit einem Eselfohlen: «Tiere machen keine Therapie, sie assistieren bei der Therapie, sie sind seelische Türöffner und bauen Anfangsängste ab.»

Foto: Konrad Wothe/Keystone

Ist denn der Mensch quasi genetisch darauf angelegt, mit Tieren zusammenzuleben?

Nein, nicht allein genetisch. Das Zusammenleben mit Haustieren ist das Ergebnis eines langen kulturellen Prozesses. Wir Menschen waren lange Zeit Jäger und Sammler. Die Menschheit

hat sich über viele Jahrtausende entfaltet durch das Zusammenleben mit den Tieren. In der jüngsten Zeit der Menschheitsgeschichte hat sich der Mensch aber vom Tier wieder entfremdet, zumindest in unserer Zivilisation. Mit einer tiergestützten psychologischen, psychiatrischen oder pädagogischen Inter- >>

vention soll das Verhältnis zu den Tieren positiv verändert werden, sodass eine bereichernde Beziehung entsteht.

Das geht freilich nur mit ein paar wenigen Tieren. Die meisten Tiere, die auf der Erde leben, sind gar nicht domestizierbar, und etliche sind für den Menschen gar gefährlich.

Das stimmt natürlich. Aber bei tiergestützten Therapien sollen domestizierte Tiere eingesetzt werden und nicht – zum Beispiel – gezähmte Wildtiere.

Wenn Sie tiergestützte Therapien auf domestizierte Tiere einschränken, bleiben schliesslich gerade noch Hund und Katze. Nein. Zu Tieren, die sich eignen, gehören auch Pferde, Esel, Lamas, Alpakas, Kaninchen, Meerschweinchen sowie Hühner und so weiter. Auch Schweine, die sehr wache, gescheite und sozial sehr gut entwickelte Lebewesen sind. Diese Tiere könnte man gut als Haustiere halten.

Das stelle ich mir aber doch eher schwierig vor: Ein Schwein als Haustier in einer Stadtwohnung.

Sicher, das geht kaum. Aber was viele Menschen nicht wissen: Schweine sind sehr saubere Tiere. Da gäbe es kein Problem. Aber mit einem Schwein in der Stadt spazieren zu gehen, das wäre doch eher schwierig.

Aber man könnte ein Schwein durchaus als Haustier in einer Mietwohnung halten?

Wenn es die Umstände erlauben, ja. Aber auch da muss ich sagen, was für alle Haustiere gilt: Wer ein Haustier hat, muss wissen, was ein Tier zur artgerechten Haltung braucht, wie

«Grundsätzlich gilt für alle Tiere: Sie müssen in jedem Fall artgerecht gehalten sein.»

man es integriert in die Gesellschaft, damit keine Unfälle passieren – dass ein Hund bei fremden Menschen etwa nicht einfach zubeisst und sich auch in der Gesellschaft anderer Hunde sozial verhält. Dafür muss gesorgt sein. Grundsätzlich gilt für

alle Tiere: Sie müssen artgerecht gehalten sein. Die neue Tierchutzverordnung ist da eine grosse Hilfe. Darin sind die wichtigsten Regeln verbindlich vorgeschrieben.

Zum Beispiel?

Dass man ein Meerschweinchen nicht alleine halten darf, sondern nur in einer Gruppe. Das gilt ebenso für Kaninchen. Auch Wellensittiche darf man nicht als Einzelgänger in einem Käfig eingesperrt halten.

Sie scheinen wie selbstverständlich davon auszugehen, dass alle Menschen gerne mit Tieren zusammenleben. Nun gibt es aber auch Menschen, die Angst zum Beispiel vor Hunden haben. Können Sie diese Angst nachvollziehen?

Ganz sicher. Es gibt ja nicht nur die Angst vor Tieren. Es gibt auch Menschen, die allergisch sind, zum Beispiel auf Katzenhaare. Das darf man nicht ignorieren. Gerade bei der Angst vor Hunden stecken oft schreckliche Erlebnisse dahinter, die diese Ängste begründen. Meine Arbeit als Kinder- und

Jugendpsychiater besteht auch darin, Tierphobien zu behandeln.

Kinder haben häufig Angst vor Hunden. Das ist nachvollziehbar: Hunde sind oft gross und massig, können aggressiv bellen oder knurren. Erwachsene lieben Hunde. Heisst das, dass man in verschiedenen Lebensaltern andere Haustiere braucht?

Da muss ich als Therapeut etwas ausholen. Eine tiergestützte Intervention besteht nicht darin, dass man für ein spezifisches Krankheitsbild, für eine spezifische Person oder eine spezifische Situation dieses oder jenes Tier auswählt. Vielmehr soll man abklären, welche Möglichkeiten es für eine Tierhaltung überhaupt gibt. Das heisst: Man muss die Gegebenheiten kennen und diese berücksichtigen. In der Stadt kann man kein Pferd halten, auch wenn sich Pferde für tiergestützte Interventionen gut eignen. Und es ist auch nicht so, dass es für jedes Krankheitsbild das entsprechende Tier gibt. Das ist von Mensch zu Mensch je nach seinen Vorerfahrungen und Vorlieben verschieden.

«Es ist nicht so, dass es für jedes Krankheitsbild das entsprechende Tier gibt.»

Ein Heim auf dem Land kann also einen Schweinestall zu therapeutischen Zwecken einrichten. In der Stadt aber muss man sich mit Katzen begnügen.

Nicht begnügen. Es ist eine adäquate Möglichkeit. In erster Linie allerdings geht es um die Frage: Welches Tier eignet sich dafür, mit uns Menschen zusammenzuleben? Insbesondere gilt das für Menschen, die verhaltensmässig oder entwicklungs- mässig nicht empathisch auf ein Tier eingehen können, die Tiere plagen und quälen, oft heimlich und versteckt. Das ist ein grosses Problem bei der Tierhaltung in Heimen und muss sorgfältig überprüft werden.

Wie kann man das verhindern?

Wie ich gesagt habe: Ein Tier muss so robust sein, dass es sich wehren oder dass es bei Übergriffen flüchten kann. Für schwierige Kinder etwa sind Zwerggeissen ein geeignetes Haustier.

Warum Zwerggeissen?

Zwerggeissen wehren sich. Sie kämpfen, wenn sie angegriffen werden, oder können sich durch ihre Beweglichkeit und Schnelligkeit den Bedrohungen entziehen. Kaninchen oder Meerschweinchen können das nicht. Diese Tiere sind bei gewissen Kindern und Jugendlichen sehr gefährdet.

Muss man den Kinder- und Jugendheimen also zuweilen auch die Empfehlung abgeben: Keine Tiere – das ist für die Tiere zu gefährlich?

Ja, das muss man. Aber es ist ja so, dass in diesen Heimen die Kinder und Jugendlichen eine beschränkte Zeit lang leben. Je nachdem kann man nach einiger Zeit auf den Entscheid «Keine Tiere!» zurückkommen. Voraussetzung für eine Tierhaltung im Heim ist aber in jedem Fall, dass jemand da ist, der oder die die Kompetenz hat, Tiere zu halten. Es braucht Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die sich engagieren. Tiere kennen weder Wo-

chenenden noch Ferien. Das alles muss bedacht werden, wenn man in einem Heim Tiere halten will.

Wie verhindert man, dass eine Tierhaltung im Heim scheitert?

Seit 1999 gibt es in Zürich den berufsbegleitenden Lehrgang für tiergestützte Intervention. Wir empfehlen den Institutionen, dass zum Beispiel Sozialpädagogen, die tiergestützt arbeiten wollen, diesen Lehrgang absolvieren. So ist garantiert, dass eine Institution gezielt eine solche Fachperson anstellen kann. Und so beugt man vor, dass die Institution zwar begeistert in ein Tierprojekt einsteigt, dann aber schnell an fachliche und organisatorische Grenzen stösst und die Sache wieder abbläst. Es braucht die Fachkräfte, sie sind die Therapeuten und Pädagogen. Die Tiere machen keine Therapie für Kinder oder Jugendliche, sie assistieren bei der Therapie. Sie sind seelische Türöffner, um Anfangsängste abzulegen. Sie bieten den Kindern eine spontane Beziehung und unbeschwerten Körperkontakt an. Kinder und Jugendliche können so Blockaden abbauen und sich öffnen.

Nehmen wir an, eine Institution für Kinder und Jugendliche hat solch eine Fachperson gefunden und möchte tiergestützt arbeiten. Nun brauchen aber gerade Grosstiere – Esel, Ponys, Pferde – neben Platz, Auslauf, Pflege auch ziemlich viel Futter. Das alles kostet.

Das ist tatsächlich ein wichtiger Punkt. Für die meisten Heime sind die Mittel, um tiergestützte Angebote anbieten zu können, ziemlich eingeschränkt. Manchmal ist es möglich, mit Hilfe von Stiftungen oder Spendenaktionen die Mittel zusammenzubekommen.

Wie begründen Sie denn einem Heimvorstand, dass es sinnvoll ist, in einem Jugendheim oder einer Institution, in der erwachsene Menschen mit einer geistigen Behinderung leben, tiergestützte Angebote anzubieten?

Manchmal hat man das Glück, dass in den Heimvorständen Menschen sitzen, die selbst tierverbunden leben. Das erleichtert die Sache, weil diese Leute wissen, wie gut das tut. Aber vor allem gibt es heute genügend wissenschaftliche Belege dafür,

dass tiergestützte Angebote viele positive Effekte haben für die Heimbewohnerinnen und Heimbewohner.

Was empfehlen Sie Heimen, in denen erwachsene Menschen mit geistigen oder mit Mehrfachbehinderungen leben?

Mir kommt spontan eine Institution in den Sinn, die ich gut kenne und die seit längerem tiergestützt arbeitet. Diese Institution besitzt Grosstiere: Alpakas, Schweine und Pferde. Das funktioniert sehr gut. Aber nur deshalb, weil dort alles bedacht worden ist, was ich vorher ausgeführt habe.

Und welche Tiere empfehlen Sie einem Alters- und Pflegeheim?

Bei Alters- und Pflegeheimen stellt sich vor allem die Frage: Können diese Menschen ihre eigenen Haustiere, mit denen sie vor dem Heimeintritt zusammengelebt haben, mitnehmen?

Das ist eine organisatorisch-betriebliche Frage. Aber es stellt sich natürlich auch die Frage: Können diese Menschen noch voll und ganz für die Tiere sorgen? Gerade bei Menschen mit demenziellen Krankheiten ist dies nicht der Fall.

Der Anteil an Menschen mit demenziellen Erkrankungen ist in den Pflegeheimen hoch und wird wohl noch zunehmen. Heisst das: Besser keine Tiere in Alters- und Pflegeheimen?

Nein, das heisst es nicht. Es gibt ja die Möglichkeit, dass Angehörige das frühere Haustier bei Besuchen mitnehmen. So kann der Kontakt aufrechterhalten werden. Eine andere Möglichkeit ist, dass jemand ins Heim kommt und zum Beispiel Meerschweinchen mitbringt. Der Kontakt mit diesen Tieren gehört dann zum Aktivierungsprogramm des Heims. So können auch Menschen

mit einer Demenzkrankheit unter Anleitung Kontakt zu Tieren haben und – wenn sie das Tier in Händen halten und streicheln – die psychophysikalische Wirkung dieses Kontakts erfahren. Es beruhigt und entspannt. Das geht sogar mit gezähmten Hühnern, wie beispielsweise das Besucherprogramm von Barbara Schaerer von der Fachstelle «Leben mit Tieren im Heim» zeigt (siehe Bericht auf Seite 28). Das ist zwar etwas Besonderes, weil die meisten Menschen in ihrem Leben kaum Kontakt zu Hühnern hatten. Aber es geht. Auch Hühner kann man in Händen halten und streicheln. Wichtig ist der körperliche Kontakt. Das ist nicht nur bei alten, das ist auch bei jungen und ganz jungen Menschen so. Man kann mit demenziell erkrankten Menschen oder mit Kindern mit einer geistigen Behinderung nicht abstrakt über Tiere reden. Diese Menschen müssen die Tiere spüren.

Und wo geht dieser körperliche Nähe zu weit?

Das ist eine Frage der eigenen Einstellung und Bedürfnislage.

Dann darf der Hund auch mit dem Menschen im selben Bett übernachten?

Wenn das Teil der Lebensgestaltung des einzelnen Menschen ist, ja. Aber das ist jedem selbst überlassen, wie viel Nähe und Distanz er zu einem Tier haben möchte. Vor 20 000 Jahren haben die Menschen ganz selbstverständlich und sehr nah mit den Haustieren zusammengelebt.

Das hatte aber auch ganz praktische Gründe. Vor 20 000 Jahren gab es keine Zentralheizungen. Tiere haben im Winter für Wärme gesorgt.

Das ist so. Aber heute hat der Kontakt – der körperliche Kontakt mit Tieren – eine andere Funktion. Die Empathie zum Tier, die wir mit Streicheln ausdrücken, macht uns prosozial, es verändert unser psychophysiologisches Empfinden. Zusätzlich haben neuere Forschungen ergeben, dass Streicheln die Ausschüttung des prosozialen Hormons Oxytocin fördert. Aber das ist nur eine Seite: Es geht auch darum, dass man pflegen, dass man Schutz geben kann – und Schutz bekommt. Das macht die Beziehung Mensch-Tier ebenfalls aus: das wechselseitige Geben und Nehmen, die gegenseitige Unterstützung. ●

«Nicht nur Katzen und Kaninchen, auch Hühner kann man in Händen halten und streicheln.»

«Ein Tier muss robust sein, damit es sich wehren oder aber fliehen kann.»
